

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 17.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Mode-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Beschluß.)

Der Regent hatte am 4. Aug. 1430 die Stände der Provinz der Normandie nach Rouen berufen und von ihnen eine Beisteuer von 80,000 Liv. verlangt, die bewilliget wurde. Zehntausend Liv. davon waren für den Herrn von Luxemburg für die Jungfrau bestimmt und er erhielt diese Summe am 20. Octbr. Johanna dagegen brachte man aus einem Gefängnisse in das andere, erst nach Arras, dann nach Crotoy und endlich nach Rouen, in welcher Stadt sich auch der junge König Heinrich befand, und wo man einen eisernen Käfig für sie bereit hielt, in welchem man sie noch überdies mit Ketten anschoß. So wurde sie der Beschimpfung und dem Hohne des Pöbels ausgesetzt wie ein wildes Thier. Die Soldaten stachen sie mit ihren Lanzen, um sie zum Aufstehen zu nöthigen, wenn irgend eine Person von Rang sie sehen wollte. Selbst der Herr von Luxemburg fand sich, nachdem er das Geld erhalten hatte, ein, um sie noch einmal zu sehen.

Am 21. Febr. 1431 endlich versammelte sich der Gerichtshof in der königl. Kapelle zu Rouen. Johanna wurde vor die Richter gebracht und das Verhör begann. Hier zeigte sich die Jungfrau wahrhaft groß und schön. Das arme Mädchen, das nicht einmal lesen und schreiben konnte, das von Allen verlassen war, bewies sich immer ruhig, oft energisch, bisweilen erhaben. Ihre Antworten lauteten fromm, ihre Unschuld

trat hell zu Tage, aber sie war schon im Voraus verurtheilt, wenn man auch noch nicht vom Tode zu sprechen wagte. Man berief Geistliche, bei denen sie beichten sollte, um so wo möglich etwas von ihr zu erfahren; aber ihre Beichte war die eines Engels; man erkundigte sich in Domremy und die ganze Umgegend antwortete, Johanna sei eine Heilige; man berief Aerzte und alte Frauen und sie erklärten einstimmig, daß Johanna Jungfrau sey. Alle Anklagen gegen sie fielen deshalb in ihr Nichts zusammen. Die Richter wagten die Verurtheilung nicht über sich zu nehmen, entwarfen deshalb zwölf ungenaue und lügenhafte Artikel, die sie, ohne die Angeklagte zu nennen, an die Universität zu Paris, an das Kapitel von Rouen, an mehrere Bischöfe und an funfzig bis sechzig gelehrte Doctoren sandte. Die Antwort lautete dahin: „die Angeklagte habe leichtfertig oder hoffärtig an Erscheinungen oder Offenbarungen geglaubt, die ohne Zweifel von dem bösen Geiste ausgegangen; sie schmähe Gott, indem sie behaupte, Gott habe ihr befohlen, männliche Kleidung zu tragen.“

Unterdeß wurde Johanna krank und man beschied die geschicktesten Aerzte zu ihrer Behandlung, damit sie ja nicht eines natürlichen Todes sterben möchte. Als sie genesen war, beschleunigte man die Abfassung des Urtheils. Um sie zum Geständniß zu bringen, das man wünschte, begab man sich mit Folterwerkzeugen in ihr Gefängniß, doch erklärte der Arzt, die Gefangene würde die Folter nicht überleben, und man stand deshalb von

der Anwendung derselben ab. Um aber doch den Zweck zu erreichen, wendete man sich an einen Priester Boyseleur, der sich für ihren Freund ausgab und ihr rieth, sich Allen zu unterwerfen, was man von ihr fordere, denn sie würde sodann aus den Ketten der Engländer sogleich in die Hände der Kirche übergehen. Johanna kämpfte eine ganze Nacht gegen die Sophismen dieses Geistlichen und versprach endlich in ihrer Unschuld Alles zu thun, was man verlangte. Es geschah und in der folgenden Nacht gab man ihr weibliche Kleidung, die sie anlegte. Da sie aber fortwährend der unzüchtigsten Zubringlichkeiten von Seiten ihrer Wächter ausgesetzt war und in Frauenkleidern nicht genügend geschützt zu sein glaubte, legte sie, als ihre Wächter schliefen, ihre frühere Männerkleidung wieder an, die man wohl absichtlich in ihrem Kerker gelassen hatte.

Dieser Ungehorsam gegen die Kirche, wie man es nannte, brachte ihr den Tod. Das Gericht versammelte sich sogleich am nächsten Tage wieder und es hatte nun einen Vorwand, das Todesurtheil auszusprechen.

12.

Der Tod.

Johanna hörte das über sie gesprochene Todesurtheil ziemlich ruhig an. In den sieben Monaten, die sie in den Händen der Engländer sich befunden, hatte sie so viel leiden müssen, daß sie oft den Tod angerufen, der nun endlich kam. Die Art aber, wie sie den Tod erleiden sollte, war nicht angegeben, und erst als man ihr auf ihre Frage antwortete, sie sollte verbrannt werden, verließen sie ihre Kräfte, und es währte lange, ehe sie sich wieder sammelte. Sie beichtete, genoß das heilige Abendmahl und betete zwei Stunden lang.

Dann erschien der Karren, auf dem sie zum Richtplatz geführt werden sollte. Achthundert völlig bewaffnete Engländer begleiteten denselben, aber trotz ihrer großen Anzahl vermochten sie kaum einen Weg zu bahnen, so zahlreich hatte sich das Volk eingefunden. Man brauchte anderthalb Stunden, um sie aus dem Gefängnisse bis auf den Marktplatz zu bringen.

Nachdem ein Geistlicher Missi eine heftige Rede gegen sie gehalten und der Bischof ihr zum zweiten Male das Urtheil vorgelesen, Johanna aber während der ganzen Zeit andächtig gebetet hatte, trug man sie auf den Scheiterhaufen und der Henker mit seinen Gehilfen band sie an den Pfahl.

Dann hielt der Henker eine Fackel an den Schei-

terhaufen und da man an den vier Ecken harzige Stoffe und andere leicht brennbare Dinge aufgehäuft hatte, griff das Feuer schnell um sich. „Rouen! Rouen!“ rief Johanna, als sie die Hitze fühlte, „ich fürchte, daß du für meinen Tod wirst büßen müssen.“

Sie blickte ruhig zum Himmel empor und als die Flammen um sie zusammenschlugen, vernahm man von ihr noch das Wort: „Jesus!“

Der Cardinal von England, der fürchtete, es möchte eine Reliquie von der Jungfrau übrig bleiben und diese irgend ein Wunder wirken, befahl sogleich, daß das Herz, welches unverletzt geblieben war, ihm übergeben, die Asche des Körpers und des Scheiterhaufens aber von der Brücke hinab in den Fluß geworfen werde.

Dies geschah am 30. Tage des Monats Mai 1431.

E t e v e.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

I.

Im Monat August des Jahres 1778 rollte ein eleganter Wagen mit vier Pferden, begleitet von zwei Lakaien, durch Staubwolken auf der Straße von Paris nach Marseille hin. Der Wagen, in welchem man wohl irgend eine hochgestellte Person vermuthen konnte, zeigte indeß kein Wappenschild, sondern hatte auf dem blauen Schlage nur einen einfachen Namenszug. Die Tassouren waren sorgfältig heruntergelassen und im Fond schlummerte eine Dame. Das matte Licht, welches durch den grünen Taffet fiel, warf einen bleichen milden Schein auf das von Natur stark gefärbte Gesicht, auf dem überdies ein leichter Anflug von Schminke nicht zu verkennen war. Die Dame mußte früher schön gewesen sein; aber die Blüthenzeit ihrer Jugend war längst über und von den sonst bewunderten Reizen nichts geblieben als eine edele Haltung und ausgezeichnet schöne Hände. Der Anzug, den sie trug, würde uns jetzt durchaus lächerlich und unbequem vorkommen, damals aber galt er für elegant-einfach und bequem. Den Reifrock hatte sie abgelegt, aber ungeheure Taschen von Rosshaarzeug stützten das Kleid von großblumtem persischen Stoffe. Eine große Nadel mit einem Medaillon hielt den Fichu fest, dessen steifgestärkte Falten sich bei jeder Bewegung des Busens hoben und der Dame gewissermaßen das Aussehen einer Taube gaben, welche sich aufbläset. Auf dem gekreppten und leichtgepuberten Haar trug sie eine Coiffüre von Gaze mit

violettem Band. Ihre ganze Person duftete von Moschus, der in Verbindung mit dem starken Geruche des spanischen Schnupstabs in einer niedlichen Schildkrottdose die Luft mit jenen reizenden Gerüchen füllte, denen man unstreitig die Entstehung jener Nervenleiden zuschreiben muß, die unsere Großmütter Vapeurs nannten.

Auf dem Vordersitze im Wagen saß eine andere Frau, in der man ihrer Kleidung und ihrem ganzen Aeußern nach leicht die Dienerin eines guten Hauses errieth. Ein kleiner beißiger Hund, der über und über mit rosa Bund bepudert war und Mignon hieß, schlief auf den Knien der Dame. In einiger Entfernung vor ihr erwachte die Reisende und sah hinaus in das Freie.

„Andrette,“ sprach sie sodann, „wir sind bald am Ziele.“

— „Sie erkennen die Gegend wieder? Ein schönes Land!“ antwortete die Dienerin, indem sie auf der andern Seite hinaus auf die graue, einsame, von der Sonnenglut verbrannte Landschaft sah.

„Ach nein, Andrette, schön ist die Gegend nicht,“ entgegnete die Dame, während sie mit einem Blicke die von kahlen Bergen begrenzte Ebene überschauete, „aber ich wurde hier geboren. Da unten erblicke ich das Haus meines Vaters, das Haus, welches ich vor dreißig Jahren verließ und das ich seitdem nicht wieder gesehen habe.“

Sie drückte bei diesen Worten das Taschentuch auf die Augen, die sich mit Thränen füllten, dann bog sie sich aus dem Wagen hinaus und rief dem Postillon in provençalischer Sprache zu: „nach Tuzelle! Hier auf dem schmalen Wege links hin, und wenn die Geleise zu tief sein sollten, querselbein.“

Der Postillon lenkte seine Pferde auf den steinigten, von tiefen Geleisen zerrissenen Weg, auf dem der Wagen unter entsetzlichen Stößen hinrollte. Die Gegend war höchst einsam; auf allen Seiten breiteten sich unabsehbar Felder aus, deren Vegetation wie in den Wintermonaten erstorben zu sein schien; nur hier und da unterbrachen einige Nebenalleen mit ihrem Grün den grauen Ton der Landschaft. Kein Vogel flog durch die glühende Luft; die Insecten schwiegen in dem vertrockneten Grase und nur die Grillen an den Zweigen der Mandelbäume zirpten ihr eintöniges Lied.

Die Dame überschauete mit gerührtem Blicke die kahle dürre Gegend; sie erkannte jedes Plätzchen, jede Erhöhung wieder und sie weckten in ihr tausend freund-

liche Erinnerungen aus ihrer Kindheit und ersten Jugend. Einige Minuten lang schwieg sie, ihren Eindrücken sich ganz überlassend, dann legte sie sich auf ihrem Sitze wieder zurück und sprach:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß etwas in der Welt mir das Herz so zu erschüttern vermöchte. Ach, Andrette, mir ist es, als hätte meine Seele sich plötzlich verjüngt, als sei ich wieder zwanzig Jahre alt. Welche Schwachheit! Ich, Madame Godefroi, eine alte Frau, die ihr ganzes Leben hindurch mit den größten Philosophen unserer Zeit über alle Gegenstände gesprochen, werde gerührt und weine wie ein Mädchen, das man aus dem Kloster wieder in das Vaterhaus zurück bringt! Es ist lächerlich.“

— „Sie werden die Ihrigen überraschen,“ sagte die Dienerin; „man erwartet Sie nicht so zeitig.“

„Ich weiß es wohl und ich wollte es so. Andrette, siehst Du dort unten das rothe Dach mit der Wetterfahne? Siehst Du den großen Thorweg unten an der Wiese? Wir erreichen das Ziel.“

Andrette blickte hinaus und sah ein ziemlich großes Haus jenseits einer Fläche, die nach den Winterregen vielleicht einer Wiese gleichen konnte, auf der man aber für den Augenblick vergebens einen frischen Grashalm gesucht haben würde. Das Haus stand am Ende eines mit Eisbeerbäumen bepflanzten Hofes; an der einen Seite erhob sich das Taubenhause, an der andern der kleine Thurm der Kapelle und rund herum liefen alte hohe Mauern, die ihm ein gewisses herrschaftliches Ansehen gaben.

Der Wagen fuhr im Trabe in den Hof ein und hielt an den Stufen vor dem Hause an. Die Postillone klatschten mit den Peitschen, die beiden Vorreiter stiegen schnell ab und öffneten dann den Kutschenschlag. Dieses Geräusch schien die lange schlummernden Echos des Ortes zu wecken, die Hunde bellten in der Schäfererei und von dem Taubenhause flog ein Schwarm von Tauben auf; aber kein Mensch zeigte sich an dem Hause, kein freudiges oder überraschtes Gesicht erschien an den Fenstern, deren rothe Läden geschlossen waren.

„Niemand!“ sprach die Dame traurig und verstimmt; „die Frau von Blanquefort ist ohne Zweifel in der Stadt.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und auf der Schwelle erschien eine nicht mehr junge Frau. Die Reisende zögerte; die Erinnerung hielt ihr das Bild eines blonden, blühenden Gesichtes vor; sie

erkannte das bleiche, abgehärmte Antlitz nicht, dessen Züge durch eine schreckliche Hagerkeit entstellt waren.

„Meine Schwester! Meine liebe Schwester!“ rief die Dame mit Thränen in den Augen.

Sie sanken einander in die Arme und schmerzliche Freude erfüllte ihre Herzen. Nach so vielen Jahren der Trennung fanden sie die Gefühle, die Liebe ihrer ersten Jugend wieder und doch war es ihnen schwer geworden, unter den Runzeln jene Züge wieder zu erkennen, die beide jugendlich und reizend in der Erinnerung bewahrt hatten. Nach diesem ersten Augenblicke der Gefühlsüberströmung, zog Madame Godefroi ihre Hände aus denen der Schwester zurück, trat einige Schritte von dieser, um sie genauer zu betrachten, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: „Cäcilie, wir sind alt geworden.“

— „Nein, liebe Adelsheid, Du bist nicht alt geworden,“ antwortete die Frau von Blanquefort; „ich bin jetzt die ältere. Wer würde das Gegentheil glauben, wenn er uns beisammen sähe, wer würde mich nicht für zehn Jahre älter halten als Dich?“

Madame Godefroi mit ihrer hohen, festen Gestalt, mit ihrer Schminke, ihrem Puder und ihrem eleganten Negligé, hatte allerdings etwas von dem erhalten, was sie sonst gewesen, während ihrer Schwester auch nicht ein Schatten von der frühern Schönheit geblieben war. Uebrigens erkannte man auch an dem Anzuge der Marquise, daß sie die Hilfsmittel der Toilette völlig verschmähet, daß sie die Kunst nicht kannte, welche die Reize flüht und erhält, die die Zeit zu vernichten beginnt. Sie trug entweder aus Misachtung der Mode oder aus einem andern Grunde keinen Puder und ihr blondes von einzelnen Silberfädchen durchzogenes Haar wurde von einem Häubchen groben Muslins verhüllt. Sie trug ferner ein einfaches blaues enges, fast faltenloses Kleid, das ihre große Hagerkeit wie absichtlich erkennen ließ.

Madame Godefroi heftete ihre Blicke auf dieses bleiche Gesicht und schien auf denselben die Frische, das Lächeln, die Reize der Jugend zu suchen; sie schien mit schmerzlicher Bewunderung das traurige, unbewegliche Antlitz zu befragen, denn offenbar hatte nicht die Zeit allein eine so vollständige und schreckliche Veränderung herbeiführen können. Die Frau von Blanquefort schlug vor diesem Blicke die Augen nieder; Thränen rannen über ihre Wangen, ohne daß sie daran dachte, dieselben abzuwischen, und sie ließ das Haupt ergeben sinken.

„Meine arme Cäcilie, Du bist nicht glücklich gewesen!“ sprach Madame Godefroi, indem sie ihr zärtlich die Hand drückte. „Hätte ich das gewußt, so wäre ich früher gekommen; aber in Deinen so seltenen und so kurzen Briefen fand sich nie ein Wort von Deinen Leiden. Du hast mir nie etwas davon gesagt.“

— „Du irrst Dich, liebe Schwester,“ entgegnete die Marquise mit Anstrengung; „ich beklage mich nicht über die Vorsehung, ich murre nicht gegen die Stellung, die sie mir angewiesen hat. Das Leben, das ich führe, erscheint Dir vielleicht traurig, aber es ist das einzige, das mir ziemt; ich selbst habe es gewählt, es ist mir nicht aufgedrungen worden.“

„Arme Cäcilie!“ wiederholte Madame Godefroi, indem sie den Kopf mit traurigem und zweifelndem Lächeln, mit dem Lächeln einer scharfblickenden erfahrenen Frau, schüttelte; dann setzte sie lebhaft hinzu: „Ist der Herr Marquis von Blanquefort, der Rath im Parlemente der Provence, mein sehr geehrter Schwager, von meiner nahen Ankunft benachrichtiget worden?“

— „Ja, liebe Schwester; er glaubte, Du würdest erst heute Abend ankommen, und er wird erscheinen, um Dich zu empfangen.“

„Ah, er erzeigt mir die Ehre!“ entgegnete Madame Godefroi mit einiger Ironie; „ich werde mich freuen, endlich seine Bekanntschaft zu machen. Und wie geht es Deinen Kindern? Wie befindet sich mein Neffe, der Graf von Blanquefort?“

— „Mein ältester Sohn lebt in der Stadt bei seinem Vater,“ antwortete die Marquise; „in seinem Alter findet man keinen Geschmack an der Einsamkeit, in welcher ich lebe. Ohne Zweifel wirst Du ihn heute Abend auch sehen.“

„Und Dein Benjamin, Dein kleiner Estève?“

— „Da ist er, liebe Schwester,“ antwortete die Frau von Blanquefort, indem sie nach einem Knaben von funfzehn oder sechszehn Jahren blickte, der bei Seite stand und die Reisende nebst dem Gefolge von fern neugierig und schüchtern betrachtete. „Komm, Estève, und begrüße Deine Tante.“

„Dies ist mein kleiner Neffe? Wie hübsch, wie schön er ist!“ rief Madame Godefroi, indem sie ihn mit fast mütterlicher Zärtlichkeit küßte; „er gleicht einem Mädchen mit seinem blonden Haar, seinen großen blauen Augen und seiner Rosenfarbe. Er sieht Dir sehr ähnlich, Schwester, hat aber doch einen andern regelmäßigen, seltenen Typus. Wie stolz mußt Du auf dieses Gesicht sein!“

Diese Worte lockten auf die Lippen der Frau von Blanquefort nicht das Lächeln der stolzen Freude, die sich in den Zügen der auf ihre Kinder stolzen Mutter zeigt; sie wendete vielmehr die Augen ab, strich mit ihrer hagern weißen Hand über die Stirn des schönen Jünglings und sprach mit trauriger Stimme:

„Die Schönheit ist ein gefährlicher Vorzug, um dessentwillen man Niemandem Glück wünschen darf.“

— „Was sagst Du da, liebe Cécilie?“ unterbrach sie Madame Godefroi lächelnd; „so dachtest Du sonst nicht; Du warst vielmehr etwas eitel auf Deine Schönheit und Dein kleines Herz jubelte, wenn unser Oheim, der Commandant, uns die Lilien der Provence nannte.“

„Ich habe schon längst die Nichtigkeit und das Gefährliche der vergänglichen Vorzüge erkannt.“

— „Ja, seitdem Du fromm geworden bist. Ach, Schwester, ich habe es aus Deinen Briefen wohl erkannt, obgleich Du Dich nie geradezu aussprachst.“

Die Frau von Blanquefort machte eine Bewegung; das Blut stieg ihr in die Wangen und verbreitete über ihr Gesicht einen flüchtigen Schein; innerlich war sie erbebt, aber sie antwortete nicht auf diese Worte, die wie Vorwurf klangen.

„Liebe Cécilie,“ fuhr Madame Godefroi fort, „ich bin nicht gekommen, um Deine Lebensweise zu tadeln und gegen Deinen Glauben zu predigen; es giebt aber Dinge, Familienangelegenheiten, über die ich mich wohl mit Recht aussprechen darf und über die ich während der Abwesenheit Deines Mannes mit Dir reden will. Deshalb bin ich einige Stunden früher gekommen. Ist es wahr, Schwester, was Du mir über die Zukunft Deiner Kinder geschrieben hast? Ist es wahr, ist es möglich, daß sie ein so verschiedenes Schicksal erwartet und daß nur Dein Ältester als Dein Sohn behandelt werden soll? Ist es möglich, daß der jüngere enterbt, aus dem älterlichen Hause getrieben, in einem Kloster eingesperrt und lebendig in eine Mönchskutte begraben werden soll? Nein, nein. Du fühlst gegen Beide gleiche Mutterliebe, Du wirst zu dieser Bestimmung Deine Einwilligung nicht geben.“

Bei den ersten Worten der Madame Godefroi hatte die Marquise ihrem Sohne gewinkt, sich zu entfernen; Niemand konnte diesen Aufruf an die Mutterliebe hören und doch sah sie sich zitternd und wie erschrocken um.

„Liebe Schwester,“ sprach sie endlich mit fast erloschener Stimme, „ich vermag da nichts; sprich nicht darüber.“

— „Arme Cécilie, Du kannst, Du wagst die Bestimmung, die Rechte Deines Kindes nicht zu vertheidigen? So werde ich es wagen; ich werde mit dem Marquis sprechen.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie die Marquise mit mühsam bekämpfter Angst; „schweige, ich beschwöre Dich, darüber vor dem Herrn von Blanquefort, vor diesem Kinde und vor Jedermann. Deine Vorstellungen scheinen allerdings begründet zu sein, aber es ist nutzlos und gefährlich, sie zu erneuern.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden Schwestern die Treppe hinauf gegangen und in ein Zimmer im ersten Stocke eingetreten. Dieses sehr große und durch hohe Fenster erhellte Zimmer war in einem bereits sehr alten Style meublirt. Offenbar hatten an der Ausschmückung desselben mehrere Generationen gearbeitet; es hatten sicherlich mehrere Jahre dazu gehört, die großen Stühle zu sticken, welche in gerader Reihe an der mit vergoldeten Ledertapeten beschlagenen Wand standen. Verschiedene kleine Arbeiten, die von der Geschicklichkeit, von der endlosen Geduld und von der Muße derer zeugten, welche sie gefertigt, standen auf den Tischen und auf dem Kamine; Alles verrieth ein ruhiges, geordnetes, immer beschäftigtes Leben, wie es sonst die meisten Frauen führten. — In Madame Godefroi weckte der Eintritt in dieses Zimmer tausend Erinnerungen, die ihren Geist für einen Augenblick von den Ideen abwendeten, die ihn bis dahin beschäftigt hatten. Sie blieb stehen, schauete sich um und sprach:

„Es hat sich hier nichts verändert. Da steht der Lehnstuhl unserer Mutter; da saß ich neben ihr. Diesen Sessel hat sie gestickt. Mir ist es, als müsse unsere ganze Familie erscheinen und sich auf diesen leeren Stühlen niedersetzen, wie sonst bei festlichen Angelegenheiten.“

Sie ging langsam in dem Zimmer umher. Als sie vor den Spiegel trat, der vor vielen Jahren ihr jugendlich-reizendes Gesicht gesehen hatte, blieb sie traurig stehen. „Ach,“ flüsterte sie mit einem Seufzer, „auch ich war einst schön!“ Dann ging sie an die Fenster, welche in den Garten sahen, und blickte hinaus. Hier hatte sich Alles verändert; Disteln und Brennnesseln hatten den ganzen Raum überwuchert; es gab keinen Schatten, keine Blumen mehr; der Garten sah aus wie ein Dorfkirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Einbalsamirung in London.) Bekanntlich hat der Franzose Gannal ein Verfahren erfunden, mit wenigen Kosten todt Körper vor der Verwesung zu bewahren; sein Geheimniß hat er an verschiedene Personen verkauft, in London an einen gewissen Doctor, der sich der Sache sehr eifrig annimmt und allen Todten von Stande seine Karte schickt. Damit keiner ihm entgehe, unterhält er mehrere Leute, die in der Stadt umhergehen und sich erkundigen müssen, wo ein reicher Mann krank ist. Ein solcher Bote meldete denn vor Kurzem dem Doctor, der reiche Lord C., der Besizer eines kostbaren Palastes in Oxfordstreet, liege im Sterben und würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht nicht überleben. Der Doctor schickte sogleich seine Karte in den Pallast und wartete; zu seiner Verwunderung kam aber Niemand. Es vergingen zwei, drei, acht Tage, ohne daß der Kranke etwas von sich hören ließ. „Sollte der Lord nicht gestorben sein? Ich werde mich selbst überzeugen,“ sprach der Doctor. Er zog den schwarzen Frack an und machte sich auf den Weg. „Nun,“ sagte er zu der Frau des Portiers, die er allein traf, „ist er endlich gestorben?“

— „Ach, ja, Herr,“ antwortete die weichherzige Frau schluchzend. „Diesen Morgen ist er gestorben, der arme liebe Mann.“

„Er hat sich viel Zeit dazu genommen. Führen Sie mich zu ihm, gute Frau.“

Weinend gehorchte die Thürsteherin und führte den Doctor in eine schlechte Kammer, in welcher der Leichnam auf einem Bette lag, das keineswegs ein Paradebett war. „So sind die Menschen!“ dachte der Doctor bei diesem Anblicke bei sich. „Der Lord hat seinen Erben ein Einkommen von jährlich 10,000 Pf. St. hinterlassen und kaum ist er todt, so verweisen sie seinen Körper in eine Kumpelkammer. Es ist nur gut, daß ich selbst gekommen bin, denn sicherlich hätten sie mich nicht rufen lassen.“

Während dieser philosophischen Betrachtungen ging der Doctor an's Werk und verrichtete die Einbalsamirung. Dann eilte er nach Hause und ließ in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken: „Der ehrenwerthe Lord C. ist in seinem Hause gestorben und man meldet uns, daß seine untröstliche Familie den berühmten Doctor . . . aufgefordert hat, den Leichnam nach dem Verfahren Gannals einzubalsamiren.“ Auch seine Rechnung schickte der Doctor in das Haus des Lords und am andern Tage erhielt er folgendes Schreiben: „m. H., man weiß jetzt wirklich nicht, wer lebt und wer stirbt. Ich bin ein — lebender Beweis davon, wenn ich mich so ausdrücken darf, denn nach dem, was mir geschieht, werde ich selbst an meiner Existenz irre. Vor einigen Tagen versicherte mein Arzt auf seine Ehre, daß ich vollkommen von der schweren Krankheit, die mich befallen, hergestellt sei, und ich glaubte seinen Worten; heute aber lese ich in den Zeitungen, daß ich gestorben und einbalsamirt bin. Diese traurige Nachricht wird bestätigt durch die Rechnung, welche Sie mir gesandt haben und in der Sie 100 Pf. St. für die Einbalsamirung meines Körpers verlangen. Es ist das viel

Geld, da die Sache aber einmal geschehen ist, so haben Sie doch die Gefälligkeit, sich in meine Wohnung zu bemühen, damit wir mündlich über meine Einbalsamirung sprechen können. Genehmigen Sie ic. — Lord C.“

Der englische Gannal, den dieser Brief, wie man wohl glauben wird, in einige Verlegenheit brachte, begab sich zu dem Verstorbenen und hier erhielt er die schmerzliche Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer den Thürsteher einbalsamirt hatte, der während der Krankheit seines Herrn plötzlich am Schlage gestorben war.

(Eine irische Unterhaltung.) Vor einigen Wochen waren etwa dreißig Irländer in dem Hause eines Freundes versammelt. Sie langweilten sich da und nahmen sich vor, auf irgend eine Weise sich zu unterhalten. Lange wußten sie nicht, was sie beginnen sollten, bis endlich Einer unter ihnen sagte: „ich habe lezthin den Affisen von Ennickillen beigewohnt und will Euch zeigen, wie man bei Criminalfällen verfährt.“

Der Vorschlag wurde freudig angenommen. Man stellte die Stühle in einer gewissen Ordnung auf, an das Ende des Zimmers den Stuhl des Präsidenten, rechts die Stühle für die Geschworenen und links den für den Angeklagten, der durch das Loos gewählt wurde. Die Sitzung begann. Der Generalanwalt setzte die Anklage aus einander; man hörte die Zeugen ab; der Verteidiger des Angeklagten sprach für seinen Klienten, aber die Geschworenen erklärten denselben für schuldig, worauf der Präsident sein Haupt mit einem schwarzen Schleier verhüllte und in den bestimmten Ausdrücken das Todesurtheil aussprach.

Vergebens bat der Angeklagte um Gnade; es wurde Befehl zur Hinrichtung gegeben.

Man holte einen Strick und befestigte denselben an einem Balken an der Decke. Ein gewählter Henker stieg mit dem Verurtheilten auf einen Tisch, legte ihm den Strick um den Hals und stieß ihn dann vom Tische — in die Ewigkeit hinein. Der Unglückliche zappelte und schrie entsetzlich; die Anwesenden aber glaubten, er scherze, und tanzten lachend um ihn herum. Endlich schwieg er und wurde ruhig; da erst beschloß man, ihn loszumachen. Aber es war zu spät. Der Unglückliche war bereits todt und alle angewendeten Mittel vermochten nicht, ihn wieder in das Leben zurück zu rufen. — Jetzt hat sich die Justiz der Sache bemächtigt und die ganze Gesellschaft wird vor wirklichen Affisen erscheinen.

(Die weiße Dame.) Die bekannte Sage von der weißen Dame, deren Erscheinen stets einen Todesfall in ihrer Familie anzeigen soll, wird nicht blos von dem preussischen Königshause, sondern auch von einer andern großen Herrscherfamilie erzählt. So will man wissen, daß, als vor etwa einem halben Jahrhunderte das regierende Haupt dieser Familie um die Hand einer italienischen Fürstentochter warb, die Mutter dieser Prinzessin eine fromme Nonne über die Zukunft derselben be-

fragt und die Nonne geantwortet habe: „Ihre Tochter wird glücklich sein, aber im fünfunddreißigsten Jahre ihres Lebens von dieser Welt abberufen werden.“

Die Prinzessin bestieg den Thron mit der Ueberzeugung, einem glänzenden Geschicke entgegen zu gehen, aber nur ein kurzes Leben zu haben. Sie sprach sich darüber oftmals gegen ihre Kinder aus, denn damals fürchtete sie sich noch nicht. Fünf und dreißig Jahre! Diese Zeit lag noch in weitem Ferne. Aber die Zeit entflieht schnell. Je näher die Fürstin dem Ziele kam, um so mehr bemühte sie sich, das Andenken an jene Prophezeiung aus ihren Gedanken zu bannen. Bald sprach sie gar nicht mehr davon.

Ihr fünfunddreißigstes Jahr erschien endlich und eines Tages flüchtete entsetzt eine Tochter der Fürstin, die etwa 8 bis 10 Jahre zählte und später einem fernem Thron bestieg, zu ihrer Mutter mit den Worten:

„Da hinter dem Stuhle habe ich eben gesehen...“

— „Was?“

„Die weiße Dame.“

— „Fürchte Dich nicht, mein Kind,“ antwortete die Mutter; „sie kommt nicht um Deinetwillen; sie ruft mich ab. Meine Zeit ist um.“

Am andern Tage starb sie.

(Die Rococomanie.) Die Rococomanie hat sich, namentlich in Frankreich, bereits über alle Classen verbreitet; Jeder mann will irgend einen Gegenstand aus der Zeit Ludwigs XIV. oder Ludwigs XV. besitzen und da die von damals noch vorhandenen bei weitem nicht hinreichen, das Verlangen darnach zu befriedigen, so werden alle jene alterthümlichen Gegenstände in Paris jetzt neu verfertigt und zwar in der zugestandenen Absicht, die Leute, welche betrogen sein wollen, damit zu betrügen. Sind die Rococo-Gegenstände fertig, so giebt man sie zu armen Leuten, namentlich zu Portiers, deren Mobilien von denen, welche in ein Haus treten, am leichtesten gesehen werden kann. Ein Herr geht nun z. B. vor der Wohnung des Portier vorbei und bemerkt eine schöne Pendule aus der Zeit Ludwigs XIV., welche der gute Mann auf seinen Kamin gestellt hat. Der Fremde fragt darnach und der Portier giebt die seltsamsten Antworten. Er hat, sagt er, diese Uhr von seinem Vater, der sie von einem Marquis erhielt, ehe derselbe das Schaffot bestieg. Er weiß zwar nicht, was sie werth ist, hat aber immer gehört, daß sie zu ihrer Zeit wohl 1500 Fres. gekostet haben möchte. Der Rococomanie kann nicht länger an sich halten; er bietet dem armen Manne 1000 Fres. und erhält dafür die Uhr, die einige Tage vorher fertig geworden und nicht 200 Fres. werth ist.

Die ächten Liebhaber alter Dinge, die recht klug sein und dem Betrüge entgehen wollen, reisen in den Dörfern umher, durchstöbern die Bauernhäuser und kaufen alte Truhen, Tische etc., die sie stolz nach Paris zurückbringen, von wo sie erst auf das Land geschickt worden waren.

(Berühmte Wagen.) Außerhalb Europa ist die Kunst des Kutschenbaues noch sehr weit zurück. Der Wagen des Königs der Birmanen, der 1827 in die Hände der Engländer fiel, glänzte von Gold und Edelsteinen, aber weder der Kasten noch die Sitze hingen in Federn oder Riemen. Er hatte die Form eines Sarkophags; man bemerkte daran, aus Holz geschnitten und reich vergoldet, die Figuren von zwei Knaben und zwei Pfauen. Er wurde von zwei weißen Elephanten gezogen und das vergoldete Holz, aus dem er bestand, war mit funfzehntausend großen und kleinen Edelsteinen besetzt.

Der Kaiser von Marocco besitzt die seltsamste Equipage, die man sich denken kann, ein hohes, plump gearbeitetes Cabriolet, das eigentlich bloß ein Bock ohne Federn ist. An diesen Wagen werden zwölf der schönsten arabischen Pferde einzeln hinter einander gespannt und jedes Pferd wird von zwei reich gekleideten Dienern geführt.

Der Wagen, dessen sich die Kaiser von China bei feierlichen Gelegenheiten bedienen, hat etwas von den schönen antiken Formen der griechischen und römischen Wagen. Es wird von vier neben einander gespannten Pferden gezogen; ein Beamter aus der zweiten Classe begleitet ihn zu Fuß, mit einer Peitsche in der Hand; rechts von dem Kaiser sitzt der Kutscher, der die Zügel hält. Das Amt eines kaiserlichen Kutschers ist in China ein sehr bedeutendes. Der Kutscher des Kaisers Mu Wang erhielt ein Fürstenthum zum Lohne für seine Geschicklichkeit und die guten Dienste, die er geleistet. Ueber dem Wagen des Kaisers schwebt die Standarte mit dem Bilde der Sonne und des Mondes darauf und alles überragt ein großer Sonnenschirm, der die Person des Fürsten in China, wie an den meisten orientalischen Höfen, immer begleitet.

Damit vergleiche man den Reifewagen des Fürsten Pückler, des Königs der Touristen, und jenen des Herrn Thiers. Der Wagen des Fürsten wurde von Pearce in London gebauet, ruht auf acht Federn, ist weit, weich gepolstert und vorn etwas in die Länge gezogen, so daß die Sitze des Fonds im Nothfalle in ein Bett verwandelt werden können. Taschen und Kasten sind überall geschickt angebracht, so daß alles, was gebraucht wird, leicht bei der Hand ist. Große Fenster gestatten einen Blick in das Freie; die Diener sitzen hinten hoch am Wagen, so daß sie die Pferde und Effecten beobachten, aber doch nicht in den Wagen hineinschauen können.

Ähnlich ist der Reifewagen des Herrn Thiers eingerichtet, der ebenfalls auf acht Federn ruht, aber noch den Vorzug hat, daß kein Eisenwerk klappert und schlägt, weil alles auf elastischen Unterlagen ruht. Im Innern befindet sich eine kleine Bibliothek und Bretchen sind so angebracht, daß man Karten darauf ausbreiten oder sie als Pult brauchen kann. Es ist also mehr ein Arbeits- als ein Reifewagen, aber er entspricht seinem Zwecke vollkommen. —

Die merkwürdigste Sammlung alter Wagen findet man in den Remisen von Belem und in Lissabon, in denen die Staatswagen aufbewahrt werden, deren sich die Könige von Portugal

seit dem 16. Jahrhundert bei der Krönung bedienten. Alle, welche diese Wagen Sammlung gesehen haben, erklären einstimmig, man könne nichts Reicheres und Prachtvolleres, aber auch zu gleicher Zeit Unbequemeres sehen. —

Generalcorrespondenz.

Der Tenorist Moriani, der im vorigen Jahre in Dresden sang, singt jetzt in Venedig und die italienischen Blätter können nicht Worte genug finden, um die Schönheit seines Gesanges, wie die Größe des Beifalls zu schildern. Alle erklären ihn einstimmig für den ersten der lebenden italienischen Tenoristen. Von Venedig geht er nach Wien und sodann wieder nach Dresden. —

In Bologna wurde kürzlich das Stabat Mater von Rossini unter des Componisten eigener Direction aufgeführt. Clara Novello sang die Sopranpartie, Iwanoff die Tenorpartie und der Graf Belgiojoso die Basspartie. —

Das letzte Gemälde des kürzlich verstorbenen großen Meisters Wilkie ist ein Portrait des Sultans Abdul Medschid, das für die Königin von England bestimmt war. Der Sultan sitzt auf einem Sopha im europäischen Rock und in weiten Beinkleidern, mit einer goldenen Schärpe um den Leib. Um die Schultern hängt lose ein kurzer spanischer Mantel, der vorn von einer kostbaren Diamant-Agrafe zusammengehalten wird. —

Man hat bemerkt, daß es jetzt in Paris wieder zum guten Tone gehört, die Kirchen zu besuchen. In der heiligen Woche waren alle Kirchen von Andächtigen überfüllt. Zu gleicher Zeit fängt man an, das heil. Abendmal nicht mehr beiden Geschlechtern gleichzeitig zu reichen, sondern an dem einen Tage Männern, an dem andern Frauen. —

Die Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers Nicolaus, welche am 13. Juli in Peterhof Statt finden wird, soll höchst glänzend werden, da man, wie Gal. Mess. bemerkt, eine Summe von einer Mill. Silberrubel dazu bestimmt hat. —

Die beiden Kisten, welche der König Gustav III. der Universität Upsala mit dem Auftrage übergab, dieselben erst fünfzig Jahre nach seinem Tode zu öffnen und über deren Inhalt die Neugierigen aller Länder sich die Köpfe zerbrochen haben, sind in diesen Tagen geöffnet worden, und man hat nichts darin gefunden als Papiere, Briefe, Urkunden, u. s. w., von denen einige vielleicht von Wichtigkeit sind, die meisten aber ziemlich unbedeutend zu sein scheinen. —

Die Commission, welche über die zahlreich eingegangenen Pläne zu einem Denkmale für Napoleon zu entscheiden hatte, hat endlich ihren Beschluß gefaßt. Visconti wird das Denkmal ausführen und Marochetti die Reiterstatue liefern, die in dem Hofe des Invalidenhauses in Paris aufgestellt werden soll. Jedem der zehn Künstler aber, deren Pläne für die zweckmäßigsten erkannt wurden, hat man eine goldene Medaille von 1000 Fres. an Werth zuerkannt. —

Während in Frankreich im Jahre 1841 über 200 Millionen Pfund Zucker verbraucht worden sind, war dort vor dritthalb Jahrhunderten, unter der Regierung Heinrichs IV., der Zucker so selten, daß man ihn lothweise bei den Apothekern kaufte. Noch im Jahre 1700 wurden in ganz Frankreich kaum 2 Mill. Pfund verbraucht. — Nach einer andern Berechnung verbraucht eine Person auf den Antillen im Durchschnitt jährlich 100, in England 16, in der Schweiz, in Italien und Belgien 8 bis 10, in Frankreich 6 bis 8, in Rußland nicht ganz 1 Pf. Zucker. —

Der Herzog von Orleans läßt gegenwärtig seinen großen Salon im Pavillon Marsan neu meubliren und es sind dazu eigene Stoffe verfertigt worden, die an Reichthum Alles übertreffen, was man Prächtiges zur Zeit Ludwigs XIV. kannte. Die Muster, in dem reinsten maurischen Style, sind in Gold en relief auf carmoisinrothem Grunde broschirt. Die größte Bewunderung erregen die Fenstergardinen, die drei Meter breit sind und Goldverzierungen ebenfalls en relief haben. —

Der Herzog von Cleveland, der vor Kurzem gestorben ist und einer der reichsten Männer in England war, hat seinem ältesten Sohne, dem Erben seines Namens, eine jährliche Rente von mehr als 500,000 Thln. hinterlassen. Von den beiden jüngern Söhnen erhielt der Eine eine Summe von 3 Mill. 500,000, der Andere eine Summe von 3 Mill. Thalern, und ein Neffe 1 Mill. Die verwittwete Herzogin empfing große Güter in Yorkshire, einen Palast in London und Silbergeschirr, Juwelen und Meubles im Werth von etwa 7 Mill. Thalern. In gleichem Verhältnisse wurden auch die Töchter bedacht, von denen jede ein großes Landgut erhielt. —

Eine Pariser Künstlerin, die großes Aufsehen erregt, ist Mlle. Nathalie Fitzjames, die bald die Alice in „Robert dem Teufel“, die Lucie in „Lucie von Lammermoor“ singt, bald wieder die Giselle oder die Sylphide tanzt, und als Sängerin wie als Tänzerin gleich ausgezeichnet ist. —

In der englischen Stadt Yeovil giebt es dreißig Handschuhfabrikanten, welche nicht weniger als zwanzigtausend Arbeiter beschäftigen. — In Stratford, in Essex, dagegen beschäftigen sich täglich tausend Personen zwölf Stunden lang mit der Verfertigung von Corsets. —

Ein neues Verfahren, die jetzt immer mehr wieder in die Mode kommenden Holzschneidereien wohlfeil nachzuahmen, ist von einem Engländer mit Erfolg angewendet worden. Er erweicht Leder und preßt dieses in alle möglichen Formen, die dann Holzschneidereien vollkommen gleichen. —

Literatur. Bei B. G. Teubner in Leipzig ist die erste Lieferung eines prachtvoll ausgestatteten Werkes „Bilder aus dem Leben Jesu“ von dem Erzbischof von Erlau, S. L. Pyzker, dem bekannten Sängler der Tuniffas etc., erschienen, das die Hauptmomente des Lebens Jesu in Lied und Bild giebt und zu dem Schönsten gehören dürfte, was die Kunst des Stahlschnittes und Buchdruckes bisher in Deutschland geliefert hat. —